

Erinnerungen einer Arbeiterin aus dem Appenzellerland

Autor(en): **Rüd, Louise / Möckli-v. Seggern**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **58 (1968)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

54. Volkstum und Geschichte: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 62 (1962) 15–38⁵.
55. Vom Soldaten eines solothurnischen Regimentes in spanischen Diensten zum Mundartforscher (Johann Andreas Schmeller 1785–1852): Dr Schwarzbueb, Solothurner Jahr- und Heimatbuch 1963, 76–79.
56. Fehdewesen, Volksjustiz und staatlicher Zusammenhalt in der alten Eidgenossenschaft: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 15:3 (1965) 289–313⁶.

Erinnerungen einer Arbeiterin aus dem Appenzellerland

Diese zweite Biographie einer schweizerischen Arbeiterin (Luise Rüd, geb. 1875) verdanken wir, wie die früher publizierte (SVk 56, 35 ff.), der Vermittlung von Frau Dr. Möckli-v. Seggern.

Ich habe einige Erinnerungen aus meinem Leben aufgeschrieben; viele sind es nicht, können es auch nicht sein, denn erstens lebten wir ziemlich abgelegen, und zudem passierte bei uns nicht viel. Unsere Lektüre bestand in der wöchentlich zweimal erscheinenden Zeitung und dem Kalender. Ich holte mir die Bücher in der Bibliothek, die unser Pfarrer verwaltete. Vater las gerne am Sonntag, wenn er daheim blieb, Mutter hatte keine Freude daran. Ich las alles, was mir in die Hände kam; ich war eine richtige Leserratte. Ich verdanke aber den Büchern vieles, und auch heute sind sie meine liebsten Freunde.

Ich wurde am 16. November 1875 in Teufen (Appenzell) geboren. Meine Eltern waren sehr einfache Menschen, wie man damals ja allgemein sehr einfach lebte. Meine Erinnerung geht zurück bis ins vierte Lebensjahr. Wir lebten auf einem «Heimet», wie man bei uns die kleinen Bauerngüter nennt. Es lag abseits des Dorfes auf halber Höhe eines Hügels, und in unserer Nähe waren noch einige solcher «Heimet». Ich hatte eine jüngere Schwester, mit der ich mich nie so recht vertrug, denn wir waren zu gegensätzlich. Der älteste Eindruck, der mir geblieben ist, war das Scharlachfieber. Ich musste mit meiner Schwester das Bett teilen, und sie wurde nicht krank. Und dann die Sache mit der Puppe: Ich hatte zuerst eine bemalte Holzpuppe erhalten, und, oh Freude, meine zweite und letzte, eine Puppe mit Glaskopf. Was hatte ich für eine Freude daran, bis die Schwester ihr mit einem Schlüssel auf den Kopf schlug, und dieser in Scherben sprang. Auf mein Weinen sagte die Mutter: «Du bist nun gross, und brauchst keine Puppe mehr.» Diese Szene sehe ich heute noch deutlich, ich war damals wohl etwa fünf Jahre alt.

⁵ Vortrag vor der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, gehalten am 23. Oktober 1964.

⁶ Vortrag vor der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel, gehalten am 15. März 1965.

Mein Vater war damals Sticker und arbeitete in einer Fabrik. Als ich mit sechs Jahren in die Schule kam (der Schulweg war weit, und im Winter lag viel Schnee), musste ich nach der Schule den Vater in der Fabrik abholen. Dort sah ich, wie man die Sticknadeln einfädelte, und bald wurde ich dazu angehalten. Die Arbeit war leicht, aber ruhig sitzen bleiben war schwer. Das ging noch ungefähr ein Jahr, dann wechselte Vater die Arbeit. Er liess sich für sich und Mutter je einen Webstuhl im Keller einrichten. Das war in unserm Kanton üblich: Sticken oder Weben. Die Keller waren hell, mit vielen Fenstern, im Winter aber kalt, da nicht geheizt wurde. Auch einiges Vieh hielten wir, obschon Vater nicht gerade ein guter Bauer war; auch Mutter verstand nicht sehr viel davon. Das merkte ich natürlich erst viel später. Nun wartete eine neue Arbeit auf mich: ich musste spulen lernen. Das war eine heikle Arbeit! War das Garn oder vielmehr der Faden gut, dann ging es noch, aber oft riss der Faden, und dann gab es ein Gehürsch, mit dem ich nicht fertig wurde. Natürlich wurde ich gescholten, ich hätte nicht aufgepasst, was oft auch der Fall war. So wurde ich ungefähr acht Jahre alt. Dann sollte ich ein paar Rappen verdienen, das Geld war rar bei uns, und nun musste ich einem Einzelsticker und seiner Frau Nadeln einfädeln helfen. Wieviel Lohn ich erhielt, weiss ich nicht mehr, gewiss nicht mehr als einen Franken die Woche, denn einen halben Tag musste ich in die Schule. Etwas später schickte man mich in eine Fabrik, dort musste ich die gleiche Arbeit machen. Zwischenhinein, in der Arbeitszeit, hiessen mich die Sticker Most und Bier oder Schnaps holen, denn das war eine liederliche Gesellschaft. Trinken und Blaumachen am Montag war etwas Feststehendes. Dass ich da nicht viel Gutes hörte, wird man begreifen. Aber etwas hatte ich, das mir Freude machte: Ich ging gerne in die Schule. So wurde ich elf Jahre alt, da musste ich die Arbeit wechseln. Ich wurde in ein Stickerei-Ausrüstgeschäft geschickt. Dort lernte ich Spitzen ausschneiden. Das war eine saubere, leichte Arbeit, nur musste man sehr sorgfältig arbeiten, dass nicht zuviele Fäden zerschnitten wurden. Nun stelle man sich vor: In einer Reihe waren fünf bis sechs Nähstöcke, wie man sie früher hatte, aufgestellt; an jedem Stock sassen zwei Mädchen, jedes mit einer krummen Schere in der Hand und schnitt Spitzen aus. Dabei durfte kein Wort geredet werden, wenn die Aufseherin in der Nähe war. War das eine Qual! Wenn gar der Chef durch die Säle ging und uns mit scharfem Blick musterte, dann duckten wir uns auf die Arbeit. In meinem zwölften Jahre wurde ich krank, gerade in den Schulferien. Ich bekam Gelbsucht, und ich glaube, es stand ziemlich schlecht mit mir. Der Arzt kam oft, und Mutter fragte, ob ich gerne sterben würde. Diese Frage hat mich oft beschäftigt; ich hatte damals noch keinen rechten Begriff vom Sterben. Mit Liebe bin ich nicht verwöhnt worden, ich kann mich nicht erinnern, je einen Kuss von meiner Mutter erhalten zu haben. Meine Eltern hatten die Auffassung, wenn man genug zu

essen und ein Dach über dem Kopf und womöglich Geld auf der Seite habe, so sei alles gut, mehr brauche es gar nicht. Nun, Geld hatten wir damals wenig, aber Vater war noch solid.

Dann starb aber die Grossmutter, Vaters Mutter, und das änderte vieles. Diese Grossmutter habe ich zwar kaum gekannt, meine Eltern verkehrten wenig mit ihr. Sie war ein mageres Weiblein, sehr geizig, und besorgte ein kleines Heimwesen mit einem Sohn und einer Tochter. Mein Vater war der älteste von drei Söhnen und musste mit vierzehn Jahren selber sein Brot verdienen. Das muss überhaupt noch eine rauhe Zeit gewesen sein, so um die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Grossvater muss ein etwas leichtes Tuch gewesen sein, und Grossmutter schickte ihn nach Amerika, wo er verschollen ist. Um bei der Arbeit durch die Kinder nicht gestört zu werden, tauchte sie den «Nuggi» in Mohnsaft. Mein Vater war das einzige der Kinder, das normal blieb. Mein Götti kam in jungen Jahren ins Irrenhaus und die zwei Jüngsten waren geistesschwach – arme Menschen! Dafür aber raffte die Grossmutter ein für die damalige Zeit schönes Vermögen zusammen, es lag nur kein Segen darauf. Von ihrem Tode an, und als Mutter kurz nachher auch noch erben konnte, fühlte sich Vater gross. Er hatte es gerne gemütlich, und da Mutter es nicht verstand, ein gemütliches Heim zu machen, so suchte Vater es im Wirtshaus. Er war nicht gerade, was man einen Trinker nannte, er konnte auch eine Zeitlang solid sein, aber wenn er am Wirtstisch sass, so vergass er alles, bis er wirklich toll und voll war. Und er trank bösen Wein, und die Auftritte daheim waren meistens schlimm. Das war aber auch eine furchtbare Seuche, diese Sauferei. Wer solid war, wurde ausgelacht und verspottet; da hatte der Spruch: «Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann», seine Gültigkeit, und es wollte jeder eben der bravste sein. Die armen Weiber und Kinder!

Unterdes war ich fünfzehn Jahre alt geworden, und ich kam nach St. Gallen zu einer Schneiderin in die Lehre. Ich musste daneben Hausgeschäfte machen und zu einem kleinen Kinde sehen. Damals kam gerade die Nähmaschine auf. Es war wunderbar, nicht mehr jeden Stich von Hand machen zu müssen. Ich wäre nun gerne nach der Lehre ins Welschland gegangen, aber von daheim hätte ich keinen Rappen an das Reisegeld erhalten, und wie sollte ich ohne Geld dahin kommen! So ging ich wieder nach Hause. Nun sollte ich nähen, aber die Nähmaschine fehlte, und eine kaufen, du grosser Gott, das kam nicht in Frage, dafür gab es kein Geld. Was sollte ich machen? Ich entschloss mich, wieder in die Stickerei zu gehen und dort zu arbeiten. Und so gingen die nächsten zwei Jahre dahin.

Da wir als begütert galten, so stellte sich mit der Zeit auch ein Freier ein, aber einer, der mir nicht gefiel. Er war ein streitsüchtiger, schadenfroher Mensch, mit dem ich einfach nicht auskam. Jeden Sonntagabend kam er mit einem Rausch zu uns, und wenn ich aufbeehrte, so hiess es, sein Vater ist

in der Behörde, die Familie hat ein eigenes Haus und Geschäft, ich müsse das in Betracht ziehen. Wenn wir dann wieder Streit hatten und ich nichts von ihm wissen wollte, dann konnte er flennen und sich auf dem Boden wälzen wie ein verwöhntes Kind, das seinen Willen durchsetzen will. Da sagte die Mutter, du siehst ja, wie gerne er dich hat. Jawohl, gerne! Hätten sie ihm nur die Türe gewiesen, es wäre besser gewesen. Damals habe ich gewünscht, katholisch zu sein, vielleicht hätte mir ein Priester den rechten Weg zeigen können, denn ich hatte gar niemanden, mit dem ich mich aussprechen konnte. Es war seelisch die schwerste Zeit meines Lebens, und ich war noch so jung. Als ich dann aber wusste, dass ich ein Kind bekommen werde, da habe ich gewusst, was meine Pflicht war und, dass ich eine sehr schwere Bürde auf mich nehme. Und der Anfang der Ehe war schon darnach. Am Hochzeitstage betrank sich mein Mann auch wie gewöhnlich, tagsüber machte er den «Grind», und abends beim Nachtessen fing er an zu flennen. So fing die Ehe an. Von Liebe oder guten Vorsätzen kein Wort. Ich glaube, er hat nur darauf gewartet, mir alles heimzuzahlen, was ich nach seiner Ansicht an ihm gefehlt hatte. Dazu kam, dass er ganz unter dem Einfluss seiner Mutter stand. Was in unserm Haushalt vorging, wurde zuerst mit seiner Mutter besprochen, über jede Kleinigkeit wurde dort gesprochen und über mich geklagt. Ich bekam kein Haushaltgeld, musste dafür jeden Rappen von meinem Manne verlangen. Auch musste ich Heimarbeit machen. Das ging noch, bis ein Kind nach dem andern kam. Mein Mann war Schuhmacher, führte eine Werkstatt, und später kam ein kleiner Schuhladen dazu. Ich hatte den Haushalt zu machen, die Kinder zu besorgen, in der Werkstatt und im Laden auszuhelfen und dazu noch Heimarbeit zu machen. Ich wäre zufrieden gewesen, wenn mein Mann mich nur anständig behandelt hätte, aber dem war nicht so. Jeden Sonntag trank er sich seinen Rausch an, und montags machte er blau. Wenn am Dienstag der Alkoholdunst verflogen war, dann kam die schlechte Laune zum Vorschein. Dann war nichts mehr recht: kein freundliches Wort mehr, ein Wutausbruch nach dem andern, die Werkzeuge flogen nur so herum.

Das ging so, Woche um Woche, fünfzehn Jahre lang, bis ich am Ende war. Ich konnte nicht mehr, ich wollte ein Ende machen, so oder so. Ich hatte mir alles hundertmal überlegt, ich wollte nicht leichtsinnig alles über Bord werfen. Bei meinen Eltern fand ich keinen Trost. Mein Mann hatte auch dort immer über mich geklagt. Ich hatte niemanden, mit dem ich mich beraten konnte. Zu meinem Glück (oder war es Schicksal?) lernte ich einen Mann näher kennen. Er war verheiratet, lebte auch nicht besonders gut mit seiner Frau, war ein kleiner «Don Juan». Die Frauen liefen ihm zu, sie machten ihn geradezu zu dem, was er war. Dieser gab mir zu verstehen, dass ich ihm gefallen würde, und ich, in meiner grenzenlosen Verlassenheit, wünschte nur, einen Menschen zu haben, der mir ein wenig Liebe entgegen-

brächte. Denn mit meinen Kindern war es auch so eine Sache. Ich habe sie ohne Liebe und ohne das geringste Gefühl empfangen, sie waren mir lieb, aber sie waren so streitsüchtig wie ihr Vater, und der ewige Streit machte mich müde. Als nun mein Mann dahinter kam, dass ich den andern lieber hatte als ihn, wies er mir die Türe. Ich ging, mit etwas über zwanzig Franken Bargeld. Meine Eltern nahmen mich auf. Nun aber zeigte es sich, dass ich in andern Umständen war. Der Arzt, den ich aufsuchen musste, sagte mir genau, auf welchen Zeitpunkt ich das Kind erwarten dürfte und da war kein Zweifel, mein Mann war der Vater. Dieser bestritt das natürlich, und ich sagte, wenn das Kind ohne Vater aufwachsen muss, so macht das nichts, ich Sorge schon für ihns. Es kam zu einem Prozess, ich nahm die ganze Schuld auf mich, das Kind wurde mir zugesprochen, ohne jede Hilfe von seinem Vater. Das war mir recht, denn mit ihm wollte ich nichts mehr gemein haben.

Das Kind musste ich verkostgelden, und ich arbeitete wieder in der Stickerie. Der Lohn war nicht gross. Soviel ich mich erinnere, gab es einen Stundenlohn von dreissig Rappen bei zehnstündiger Arbeit, also drei Franken pro Tag. Davon musste ich für mich und das Kind alles bestreiten. Das ging so eine Zeit lang, dann kam eine Anfrage, ob ich nicht bei einer Familie einspringen würde, die Frau sei gestorben und der hinterlassene Mann sollte eine Hilfe haben. Ich ging hin. Der Mann war Heizer in einer Fabrik, die ganz abgelegen war. Er hatte auch einen Buben von zehn Jahren. Was mich am meisten bewog hinzugehen: Der Mann war Blaukreuzler, hielt Vorträge über die Abstinenz und ging viel in die Bibelstunde. Nun dachte ich, das muss ein guter Mensch sein. Ich willigte ein zu bleiben unter der Bedingung, dass ich mein Kind zu mir nehmen könne. Im andern Jahr heirateten wir. Nicht dass ich diesen zweiten Mann lieb gehabt hätte (meine ganze Liebe gehörte jenem andern), aber ich sah, dass dieser zweite Mann sehr arm war, und ich wollte ihm helfen und ihm eine gute Frau sein. Ich machte Heimarbeit und gab das Geld in den Haushalt, noch bevor wir heirateten. Dann verlor er seine Stelle und wir zügelten nach St. Gallen, wo er Arbeit fand. Dann brach der erste Krieg aus, das Geschäft schloss sofort. Mein Mann war nicht militärpflichtig und fand eine Stelle als Sekuritaswächter. Am 14. September gebar ich nach einer sehr schweren Entbindung einen Knaben. Ich erholte mich schnell wieder, trotzdem der Arzt mir nachher sagte, an mir sei ein Wunder geschehen, er habe nicht geglaubt, dass ich davonkomme. Noch während des Krieges fand mein Mann eine Stelle in Wolfhalden, wo wir fünf Jahre blieben. Wir waren froh, während des Krieges unter Dach zu sein. Der Lohn war nicht hoch, ich half mitverdienen und so ging es, wenn oft sehr knapp, doch musste keines Hunger leiden. Alice war nun drei Jahre alt, Ulrich eineinhalb und der Sohn meines Mannes 14 Jahre. Ich hoffte nun, dieser würde uns etwas beistehen und

auch einige Franken verdienen, er war aber faul und flüchtig und konnte nirgends längere Zeit bleiben. Noch während seiner Lehrzeit als Färber machte er Bekanntschaft mit einem Dienstmädchen. Mit 20 Jahren war er Vater und heiratete. Es ging da, wie es gehen musste, zu einer exakten Arbeit war er nicht zu gebrauchen. Er versuchte es mit Reisen auf Zeitschriften und Wäsche, und nach zwei Unterschlagungen war er reif für das Arbeitshaus. Daheim sass eine Frau mit vier Kindern.

Mit meinem Manne machte ich auch meine Erfahrungen. Ich hatte geglaubt, einen braven, rechtschaffenen Mann geheiratet zu haben, aber er hatte zwei Gesichter. Ich erfuhr bald, wie er den Mädchen nachlief, und als ich einmal ganz ruhig sagte, er solle das nicht machen, schrie er mich an: «Es geht dich nichts an, dich bring ich schon noch aus dem Haus.» Ich wusste nichts mehr zu sagen. Das war der Dank für meine Arbeit. Ich schluckte den Ärger in mich hinein, aber von da an ging es abwärts mit unserer Ehe. Ich tat meine Pflicht wie vorher, doch hielt ich die Augen offen, irgendein Grund musste da sein, sonst hätte er mich nicht so angeschrien. Ich fand ihn bald. Wie konnte ich nur so blind sein! Im Blaukreuz war eine Tochter, sie arbeitete auch in der gleichen Fabrik wie mein Mann, und sie kam oft zu uns. Mit dieser hatte mein Mann angebändelt. (Sie gingen beide in die Bibelstunde!) Damals vermutete ich nur, später hatte ich Gewissheit. Nach dem Kriege bekam mein Mann durch die «Gelben» eine Anfrage, ob er geneigt wäre, eine Stelle in Küsnacht bei Terlinden anzunehmen. Da die Stelle besser bezahlt war, nahm er an. Ich freute mich auf die Veränderung, nicht dass die Leute nicht recht zu mir gewesen wären, aber ich hoffte, dass wir nun etwas vorwärts kommen würden. Aber die Firma Terlinden zählte darauf, dass ich auch ins Geschäft arbeiten komme, wie das die meisten Arbeiterfrauen machten. Den Lohn konnten wir schon brauchen, aber was das für eine Hetzerei war, wissen nur die, die das mitgemacht haben. So ging der Tag vorbei. Und die Jahre. Mein Mann hätte da eine Lebensstelle haben können, leider nahm er es mit seinen Pflichten nicht so genau. Zudem war er unbeliebt, weil er die ersten Jahre abstinent war, das passte den andern Arbeitern nicht. Hätte er aber seinen Posten gut versehen, so hätte das nicht viel gemacht. Aber eben, er schwatzte viel zu viel. Was in der Familie passierte, wurde im Geschäft erzählt, zu meinem grossen Verdruss. Die Firma hatte, und das sei ihr hoch angerechnet, den Stiefsohn, der nirgends gut tat, in die Lehre als Färber genommen, aber das Endresultat war, dass sie ihn nach vollendeter Lehre nicht behalten wollte und ihn entliess. Er war genau wie sein Vater: Witze erzählen, viel schwatzen, dafür flüchtige Arbeit. So ging es, bis mein Mann im Geschäft entlassen wurde, die Wohnung wurde auch gekündigt, nun konnten wir sehen, wohin uns das Schicksal verschlagen würde. Ich muss noch bemerken, dass

meine älteste Tochter hie und da auf Besuch kam, wenn ihr Vater und die Haushälterin sie bis aufs Blut geplagt hatten. Sie suchte dann Zuflucht bei mir. Nun war aber mein zweiter Mann so gemein, auch mit ihr anzubändeln. Ich merkte es wahrscheinlich ziemlich lange nicht, bis ich durch Zufall dahinter kam. Damals brach mir alles zusammen. Ich weigerte mich, mit ihm zusammenzuleben, ich gab die Scheidung ein. Ich wollte meine Arbeit nicht verlieren, ich musste doch für die Kinder sorgen; ich wollte in Küsnacht bleiben. Meinen Sohn gab ich in eine Erziehungsanstalt, ich wollte, dass etwas Rechtes aus ihm werden würde, meine Tochter Alice machte bei Terlinden eine Lehre als Kleiderglätterin. So gingen die Jahre dahin. Es waren Jahre voll Arbeit und Mühe, doch ging es uns immer ordentlich gut. Wir lebten einfach und suchten uns anständig durchzubringen und es ging gottlob. Dabei hatten wir, meine Tochter und ich, auch manches Schöne erlebt. Wir liebten die Natur und das Wandern. An manchem schönen Sonntag zogen wir aus und kamen abends todmüde heim, aber glücklich, etwas Schönes gesehen zu haben. Und die Erinnerungen bleiben, die guten wie die schlechten. Wenn ich zurückdenke an meine beiden Männer, so spüre ich keinen Hass, nur Verachtung, denn ich hatte es gut mit ihnen gemeint, aber sie haben es mir schlecht gelohnt.

Nun ist das alles längst dahin, ich bin eine alte Frau geworden und lebe noch meistens in der Vergangenheit. Doch schmerzt sie nicht mehr so stark, man wird mit dem Alter ruhiger und sucht manches zu vergessen. Und ich kann nichts anderes denken, als dass es Gott gut mit mir gemeint hat, als er mir die schweren Lasten aufbürdete. Dafür danke ich ihm jeden Tag.

Wie ich zur Arbeiterbewegung gekommen bin, das kann ich ganz einfach erklären. Als ich noch ganz jung war, gut 15 Jahre alt, sah ich in St.Gallen die erste Maifeier, ich wusste zwar noch nicht, um was es da ging. Ich hörte nur von den «Sozis» reden, konnte mir aber nichts dabei denken. Nach meiner Verheiratung war ich auch noch nicht viel klüger, wir hatten ein eigenes Haus, einen kleinen Gewerbe, unsere Lokalzeitung brachte zweimal in der Woche die neuesten Nachrichten, die schon mindestens 14 Tage alt waren, kurz, ich war ganz und gar nicht auf der Höhe. Ich las schon von Karl Marx, von Bebel, von Sozialisten und Anarchisten, aber grossen Eindruck machte es mir nicht, ich konnte mit niemandem darüber reden. Zudem hatte ich immer zu viel Arbeit mit Haushalt, Kindern und Heimarbeit. Das änderte sich erst nach meiner zweiten Heirat, als ich bei Terlinden mitarbeiten musste, weil der Lohn meines Mannes nicht langte. Jene 20 Jahre bei Terlinden haben mir die Augen aufgetan: Morgens $\frac{1}{2}$ 6 aufstehen, in aller Eile den zMorgen machen, die Kinder in die Schule

schicken, um 11 Uhr heimrennen, Betten machen, kochen, essen. Zum Geschirrwaschen langte es gewöhnlich nicht mehr. $\frac{1}{4}$ nach 1 Uhr wieder im Geschäft, um 6 Uhr Feierabend, einkaufen, wieder heimrennen, 4 Zimmer in Ordnung bringen, vorkochen auf den nächsten Tag. Dann hatten wir noch Garten, der musste auch besorgt werden. Kurz, es war ein Höllenleben. Ich sagte manchmal, ich möchte das meinem ärgsten Feinde nicht gönnen. So bin ich Sozialistin und Sozialdemokratin geworden, und bei der Gründung des Textilverbandes bei Terlinden habe ich mit Begeisterung mitgeholfen. Ich weiss, dass ich nicht die einzige war unter den Arbeiterfrauen, die es so schwer hatte, eben gerade darum war es nötig mitzumachen. Gottlob ist es besser geworden, menschlicher, die Arbeiterfrauen haben mehr Zeit für daheim und müssen vielleicht nicht mehr sonntags Kleider flicken und waschen, damit die Kinder am Montag sauber zur Schule gehen können.

Es war keine schöne Zeit.

Ich möchte noch in Kürze folgende Angaben zu Bräuchen machen, und zwar fange ich am Ende des Jahres, am Silvester, an. Und zwar mit den Kläusen. Für uns Kinder war das ein sehr aufregender Tag, halb freuten wir uns, und zugleich hatten wir Angst, obgleich die Sache harmlos war. Da kamen von morgens, bis es anfang zu dunkeln, die Burschen und Männer mit den weissen, buntverzierten Hemden und den hohen Papiermützen, die auch kunstvoll verziert waren, vors Haus, schlugen mit dem Stecken an die Hauswand, sprangen ein paarmal hin und her, dass die umgehängten Schellen klingelten, und warteten dann auf ein kleines Geschenk, meist ein paar Rappen. Das ist ein uralter Brauch, wahrscheinlich, um Abschied vom alten Jahr zu nehmen.

Dann kam die Fasnacht, die aber nicht besonders gefeiert wurde, ausser mit den «bachne Schnitten». Das sind spezielle kleine Lebkuchen, die, glaube ich, nur im Kanton Appenzell gemacht werden. Diese Schnitten werden aus einem nicht zu dünnen Teig gebacken, mit Zucker und Zimmet bestreut und sind lecker. Wir Appenzeller sind überhaupt ziemliche Schleckmäuler, lieben das Süsse, haben aber nichts destoweniger eine rässe Zunge. (Widerspruch!) Am Sonntag Lätare ist Funkensonntag. Da sammeln die Buben Holz wie am ersten August, richten einen grossen Stoss auf und, wenn es dunkel wird, brennen auf den Hügeln weit herum die Feuer. Das bedeutet Frühlingsanfang – ich denke, wie das Sonnwendfeuer im Tirol und Bayern. Darauf kommt Ostern, wichtig wegen den Eiern und neuen Kleidern und Schuhen, die man erhielt, denn neue Kleider und Schuhe waren fast obligatorisch.

Das Jahr durch, bis zum Jahrmarkt Ende Oktober, war nicht viel los. Sonntags gab es hie und da einen Spaziergang, sonst blieb man daheim. Doch, etwas habe ich vergessen, den Landsgemeindetag am letzten Sonntag im April. Das war unser höchster Feiertag, viel höher als die kirchlichen. Ich denke jetzt noch mit Stolz und Freude daran, wie es war, wenn am Morgen die Musik spielte, und dann die Männer mit dem Degen oder Säbel an der Seite zum Landsgemeindeplatz pilgerten, ein grosser Teil 4–5 Stunden weit. Und wie feierlich die ganze Handlung war!

Der Jahrmarkt war auch ein Fest, schon wegen der Reitschule, dem Panorama, oft war auch ein Cirkus da; dann das Magenbrot, der türkische Zucker, aber leider langte das Geld nicht für alle Herrlichkeiten. Das wäre also der Jahreslauf.

Noch etwas von Weihnachten. Christbäume gab es nur bei den Reichen. Wir, meine Schwester und ich, erhielten jedes einen Teller gefüllt mit Nüssen, Biber, Äpfeln, etwa ein Paar Handschuhe oder Strümpfe oder sonst etwas Nützliches. Dann mussten die Schwester und ich «Stille Nacht, heilige Nacht» singen und das Fest war beendet. Schokolade kannte man damals noch nicht, oder man kaufte sie nicht.

Über die Geburten, Taufen, Hochzeiten kann ich nicht viel schreiben. Bei den Geburten spielte das Kindbettfieber noch eine gewisse Rolle. Bei den jungen Leuten war das zur «Spinni» kommen noch Brauch – eine Ausartung, denn gesponnen wurde schon längst nicht mehr, seit die Stikerei aufgekommen war. Viel früher, als noch Hanf und Flachs und Weizen angebaut worden war, da hatte es seine Berechtigung. Damals wurde wahrscheinlich in jedem Haushalt gesponnen, ich selber habe kein Spinnrad gesehen. Damals mögen die jungen Leute abends zusammengekommen sein zu Spiel und Gesang.

In meiner Jugend kamen die Burschen Sonntagabend, oft auch Donnerstagabend zu ihren Mädchen. Die Eltern gingen zu Bett, die jungen Leute blieben allein bis spät in der Nacht, und das gab dann gewöhnlich eine «Mussheirat».

Über die geistige Nahrung ist nicht viel zu sagen. Die Zeitung hiess «der Säntis», ein Lokalblatt, das schon in meiner Jugend wöchentlich zweimal erschien, alles von andern Zeitungen abdruckte, überhaupt ein Käseblatt war und heute noch ist. Daneben war die Appenzellerzeitung von Herisau ein geradezu vornehmes Blatt, kostete auch entsprechend mehr, war den meisten Leuten zu teuer. Sie hat aber noch heute einen guten Ruf. Damals war in der Literatur «die Gartenlaube» wohl das beliebteste Blatt, die Romane von der Marlitt und Heimbürg wurden am liebsten gelesen.

Ich las alles, was mir in die Hände kam, oft auch Schund, aber doch lieber Gotthelf, Zahn, Rosegger, Federer, überhaupt Bücher, aus denen ich etwas lernen konnte. Nun ist diese Zeit längst dahin, es war trotz allem eine schöne Zeit, man war mit wenigem zufrieden und lebte doch. Heute ist alles anders, vieles ist besser geworden, aber so zufrieden wie wir waren, sind die Menschen nicht mehr.

Was mir in meiner Jugend am meisten Freude gemacht hat:

1. In die Schule und Arbeitsschule gehen.
2. Das Singen: Wenn wir nach der Singprobe oder sonntags durch das Dorf spazierten, zu viert oder fünft, und sangen – die Leute hatten Freude daran und wir auch. Heute fehlt das ganz.

Ich erinnere mich an folgende Lieder:

Luegit vo Berge und Tal.
Uf dene Berge möcht i lebe.
Im schönsten Wiesengrunde.
Von ferne sei herzlich gegrüsset.
Wo Berge sich erheben.
Vo Luzern uf Weggis zue.
Min Vater isch en Appizeller.
Morge früe, wenn dSunne lacht.
Mein Häuschen steht im Grünen.
Ich weiss nicht, was soll es bedeuten.
Auf Seewis Alp im Bündnerland.
Traute Heimat meiner Lieben.
Gang rüef de Bruune, gang rüef de Geele.

Der Aberglaube war noch ziemlich gross. Es wurde an Hexen geglaubt, überhaupt an Leute, die mehr konnten als andere, weil sie das (fünfte oder welches?) Buch Moses lasen. Ich bin nicht mehr so bewandert in der Bibel. Darum weiss ich nicht mehr genau, welches Buch Moses verboten war, ich glaube aber doch, es war das fünfte. Mutter sagte uns, wir dürften über Nacht keine Schere, kein Messer, nichts Spitziges umherliegen lassen, da sich sonst die Hausgeisterchen verletzen würden.

Noch etwas über Hygiene. Damit war es sehr schlecht bestellt. Unterwäsche wurde nicht, oder nur im kältesten Winter getragen, dies sei nicht gesund, der Unterleib müsse verduften können. Ans Waschen dachte man nicht. Ich habe auch nur, wenn uns der Schnee bis übers Knie reichte, Hosen tragen dürfen. Erst als ich die Periode bekam, durfte ich Hosen tragen,

und nur auf Zureden meiner Patin. So war es auch mit den Zähnen. Zahnbürsten gab es schon, aber wer hatte nur eine Ahnung, dass die Zähne sollten geputzt werden. Zudem war die Ernährung viel zu einseitig, Gemüse gab es wenig, Salat vielleicht hie und da im Sommer. Daher die schlechten Zähne. Mit achtzehn Jahren hatten viele schon falsche. Der Spruch, zur Konfirmation müsse ein Mädchen neue Kleider und neue Zähne haben, war leider zu wahr. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Eltern, wenn die Heuernte beendet war, in ein kleines Bad gingen, um dort ein Bad zu nehmen, das musste dann für ein Jahr lang. Von Haarwäsche wusste man überhaupt nichts. Und doch waren wir gesund, denn von Krankheiten wussten wir wirklich nicht viel. Vater war Bienenzüchter, und da wir oft Honig aufs Brot bekamen, mag das uns zur Gesundheit verholfen haben. Oder der Paglianosirup, den wir Frühling und Herbst als Abführmittel schlucken mussten, und der so abscheulich schlecht war, wahrscheinlich beides zusammen.

Ich möchte noch einiges bemerken zu unserer Bekleidung. Wie ich schon schrieb, gab es keine Hosen, bis man fast erwachsen war. Auch die Grossen trugen keine, dafür aber gab es wattierte Unterröcke. Über dem Hemd kam der Leibrock, darüber der wattierte Unterrock. Mäntel gab es nicht, die einten trugen eine kurze Jacke, die andern banden sich ein grosses, gestricktes oder gehäkelttes Tuch um. Die Strümpfe reichten bis zum Knie und wurden dort mit Gummiband oder andern Bändeln festgehalten. Noch etwas. Da die Ärzte noch nicht so fortgeschritten waren wie heute, suchten einige bei den Kapuzinern und Nonnen Heilung, obschon unser Kanton reformiert ist. Wir haben in unserer Gemeinde, reformiert, ein Nonnenkloster, und diese Nonnen machen Tee und Salben, auch heute noch, und verkaufen sie. Früher war mit dem Kloster eine Gaststube verbunden, wo man Wein und Gebäck haben konnte; dieser Brauch stammt noch aus dem Mittelalter, soll aber seit einiger Zeit aufgehoben sein. Es gab eben unter den Reformierten Leute, die meinten, es sei ihnen alles erlaubt. An die Kapuziner wandten sich nur die Bauern, wenn das Vieh krank war oder, wie sie fürchteten, verhext sei. Was mögen diese Mönche geschmuzzelt haben! Das ist alles längst dahin. Nur das Klösterlein steht immer noch an seinem alten Platz, verborgen hinter dem Walde, und seine fleissigen Nonnen bringen im Sommer viel Gemüse ins Dorf, das sie vom Frühling bis zum Herbst pflanzen.

Als ich etwa zehn Jahre alt war, bekam ich an den Händen Warzen. Wahrscheinlich habe ich sie einem Mitschüler abgeguckt, der neben mir sass. Nun ging jeden Tag ein Mann an unserm Hause vorbei, der solche Sachen besprechen konnte. Ich zeigte ihm die Hände, er strich mit seinen Fingern

darüber hin, murmelte ein paar Worte dazu, dann durfte ich die Hände drei Tage nicht ansehen, und weg waren sie, spurlos weg. Meine Schwester war als kleines Kind krank, sie schrie Tag und Nacht, sie soll Rippfellentzündung gehabt haben. Mutter ging mit ihr auch zu einem Manne, der besprechen konnte, und von der Stunde an nahm die Krankheit ab. Merkwürdig aber wahr. Solche Methoden kennt man heute nicht mehr.

Zum Abschluss noch einige mündliche Äusserungen: Die Arbeit von Frau Luise Rüd bei Terlinden bestand darin, Seide in Aceton zu tauchen, um dadurch reine Seide von Kunstfaser zu unterscheiden. Bleibender Schaden: Star auf beiden Augen. L.R. wurde operiert und kann heute, mit 91 Jahren, noch lesen.

Wenn sie auch, wie wir gelesen haben, ihre Jugend, das karge, arbeitsreiche Leben bejaht, möchte sie «wie viele Appenzeller, nicht mehr in die Heimat zurück, diese sei eng, geizig, unfrei». Obwohl ihre Lebensumstände dem widersprachen, hat sie schon früh «gewusst», dass sie später im Kanton Zürich leben werde.

Christentum: Sie ist nicht «gegen die Kirche», lehnt aber für sich Bindung an sie ab. Kann nicht an Wunder glauben. «Erkenntnis immer an Raum und Zeit gebunden.» Fragt: Wo ist Christus begraben? Ein grosser – der grösste Mensch. Warum so viel «Mystik um ihn herum?» Auferstehung? Er war doch höchstens scheinot. Himmelfahrt? Er wäre doch auch gross ohne diese Züge. Sie bejaht die Schöpfung, nicht den Schöpfer, den persönlichen Gott.

Ihr Rationalismus, ihre Nüchternheit, wie sie selbst sagt, bekommt jedoch Risse, wenn sie folgendes erzählt: «Als sehr junges Mädchen hatte ich mehrere Male den gleichen Traum: Ich war in einem schönen Garten mit grossem schönem Haus darin. Ich ging darin spazieren bis zum Tor. Und dort war alles zu Ende, an der andern Seite alles dunkel und leer.» Was der Traum bedeute? Nach ihrer Ansicht: dass sie in einem früheren Leben in einer solch schönen Welt gelebt hätte.

Krankheit ist «ein rationaler Vorgang. Irgendetwas fehlt im Körper. Krankheit ist weder Schicksal, Fügung noch Strafe, sondern etwas Natürliches, d.h. Ursache und Wirkung sind erforschbar und ohne Geheimnis.» Seelische Wirkungen werden anerkannt: «Leib und Seele sind eins.»

Um elastisch zu bleiben (sie ist für ihre 91 Jahre erstaunlich beweglich), hat sie sich selbst eine Reihe gymnastischer Übungen ausgedacht, die sie jeden Morgen zwanzig- bis dreissigmal macht. – Wichtig für die Gesundheit sei die Auswahl der Nahrungsmittel: Möglichst wenig Fleisch. Es sei schwer verdaulich und mache sinnlich. Liebe zum Tier gebiete auch Enthaltbarkeit. Mais, Hafer, Milch, Butter, Brot und soviel wie möglich Honig. Gelegentliches Fasten wird bejaht. – Bemerkenswert ihre Einstellung zur Prostitution. Sie bejaht sie kräftig «Ein junger Mann braucht das – die Natur ist 'ne Hur' soll Traven gesagt haben.» – «Die Frauen werden immer schöner, Männer weniger zeugungsfähig: Untergang der weissen Rasse bahnt sich an. Erotik nimmt zu, Potenz ab.»

Energisch tritt sie fürs Zweikindersystem ein, ergänzte noch: Die Frau bestimme, wieviele Kinder sie haben will. Bejaht ferner frühe Aufklärung der Kinder durch die Mutter, wenn auch «die heutige Verrohung und Unsittlichkeit damit nicht verhütet wird». «Früher hat man mehr Scham gehabt als jetzt.» Sagt vom Enkel: «Heute ist alles geschwinder reif.»